

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Im Nebelmond	159
Wechsel. Von Kadon	187
Ein Brief von Karl Jentsch	190

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.



Berlin, den 6. November 1915.

Im Nebelmonat.

Starke Männer.

Wenn der Sturz eines Ministers, ganzer Kabinete gemeldet wird: die Excellenzen fielen nicht, weil sie zu kriegerisch, fielen nur, weil sie zu friedlich schienen.“ Vor acht Tagen stand's hier. Seitdem sind in Rußland und in Frankreich Minister gegangen, gekommen. Ist aus dem Wechsel der Geschäftsführer eine Wendung zum Frieden, die sachteste, zu erdeuteln? Der in seinem Fach tüchtige Herr Kritwoschein, der würdige Verständigung mit Deutschland wünschte, ist aus dem Ministerium für Landwirthschaft geschieden. Aus dem fürs internationale Geschäft der sanfte, kränkliche Herr Sasonow, dessen Entschlußkraft von Mond zu Mond ärger hinkte und den der selbst lahm gewordene Herr Iswolskij nicht mehr zu stützen vermochte. Der alte Aushelfer Goremykin, heißt's, wird mit dem Titel des Reichskanzlers gepuzt (nach dem Wittes Ehrgeiz langte): damit er nicht als Opfer des Reichsbumazornes falle, der Feuerlinie entrückt sei und doch fähig bleibe, mit seiner Erfahrung, Bauersschlauheit, Personalkennntniß und in wachen Stunden noch behenden Mächlerkunst dem Aufsichtsrath vorzusitzen, die neuen Männer behutsame Umgehung drohenden Hindernisses zu lehren, zwischen den Verbündeten und dem Hauptquartier, zwischen den Volksvertretern (Reichsrath, Duma, Semstwo) und dem Hof zu vermitteln. Als Gehilfen fürs Auswärtige Amt hat er den Boischaster Schebeko gewählt. Weil dieser Diplomat aus Bukarest, als Gesandter, Erfolg geerntet hat? Nur den Schein des Erfolges. König Carol von Rumänien wurde, ein Bißchen spät

wissenschaft; geht aus der moskauer Staatsanwaltschaft in die Verwaltung über; „macht“ in Nischnij-Nowgorod, als Statthalter, die Wahlen; wird in der Presse gescholten; streift die Amtsfessel ab und läßt sich in Orel, von den Popen und den Bauern der Ebene, in die Gossudarstwennaja Duma wählen. Da hält er sich ruhig; wird früh aber als das Hirn der Konservativen erkennbar. Nicht das ins Land hinaus klingende Wort ist zunächst sein wichtigstes Werkzeug. Er redet noch seltener als der (bedächtiger) Führer der preußisch Konservativen. Schon die zweite Rede des Einundvierzigjährigen wirkt aber, im April 1913, mit Blitzes Zündkraft. „Im alten Rußland galt der Satz: ‚Wo nicht geschmiert worden ist, gehts nicht glatt.‘ Das wissen Sie, Alle; und meinen wohl, nach 1905, seit wir eine Verfassung haben, sei es anders geworden? Nein. Noch immer giebt es in unserer Hauptstadt Kanzleien, wo hohe Beamte mit Schachermachern verhandeln. Spitzen der Behörden versteigern ihre Macht, ihren Einfluß und erhalten Vorkauf auf Fabriken, die noch nicht gebaut sind, in die sie einst aber als Nutznießer eintreten werden.“ (Beifallsturm auf der linken Seite.) „Die Trusts sind hier viel gefährlicher als in Amerika, als irgendwo sonst in Europa. Wer soll in unserer Regierung denn den Ansturm der Eier abschlagen? Der Handelsminister (Timaschew) hat uns eine höchst harmlose Rede gehalten. Ist seine Naivität aufrichtig oder, auf Befehl des Verwaltungsrathes der Petroleumquellen von Baku, für den besonderen Zweck ausgeborgt? Die Offiziösen sagen uns, wir dürften uns nicht mehr Monarchisten nennen. Warum nicht? Weil wir gegen die Finanzpolitik des Handelsministers und des Ministerpräsidenten (Kokowzew) sprechen. Das ist sinnlos. Wir Konservativen sind nicht hier, um Blumen vor den Wagen eines Ministers zu werfen, sondern, um die beste Ueberlieferung des Reiches zu verteidigen und um unserem Kaiser, dem Selbstherrscher aller Rußen, zu dienen.“ (Beifallsturm auf der rechten Seite.) „Wir fordern, daß die Trustsfrage vom Senat oder von den Gerichten bis in die Untergründe geprüft werde.“ Herr Kokowzew geht. Herr Bark wird Finanzminister. Der Krieg beginnt. Plüsch und Plünderung in Moskau. Der Abgeordnete Chwoftow spricht: „Die Behörde hat dieser Schmach weder vorgebeugt noch sie rasch getilgt. Vielleicht wünscht sie die Fortdauer. In dem Schwanken zwischen den Interessen Rußlands und denen

der Banken zeigt sich ein unerträglicher Kynismus. Und wir haben einen Finanzminister, den die Bankinteressen höheren Werthes dünken. Betrachten Sie einmal den Zwiespalt der Auffassung, der Seelenkunde, der in unserer Heimath klast. Wenn in Petrograd, nach einer üppigen Mahlzeit, im vornehmen Englischen Klub oder anderswo die Leute von Politik zu reden anfangen, ist das Ziel des Gespräches, Wortspieglein zu spizen. Einer sagt: ‚Von dem Minister des Inneren war ein vernünftiger Gesekentwurf nicht zu erwarten. Der Mann wird doch nicht ernst genommen.‘ Der Zweite: ‚Was ist denn von dieser Regierung zu hoffen?‘ Deren bequemer Gleichmuth wird heute wieder sichtbar: wir berathen über die Mittel zur Abwehr des deutschen Wirthschaftsdruckes und nicht ein Minister sieht auf seinem Platz!‘ (Beifallsturm im ganzen Haus.) ‚In einem anderen petrograder Klub können Sie Fragen von der folgenden Sorte hören: ‚Herr Bar! Der soll was leisten? Wo ist Der denn zum Staatsmann ausgebildet worden? Ein Bankbeamter; in der Bankwelt geboren, aufgefäugt, aufgeschossen, nur ihrer Gedanken voll.‘ Das Volk sieht aber solche Dinge nicht aus unserem Auge. Das Volk stöhnt in seinem Leid, des Volkes Herz blutet, das Volk grollt (nicht mit Recht, wie ich hoffen möchte): ‚Sie haben sich verkauft! Sie verrathen das Vaterland!‘ Im Reichsrath ist gestern (von Durnowo) gesagt worden, die wichtigste Gabe sei jetzt die der Befehlskraft. Ich antworte ihm: Das heute Wichtigste ist das Vermögen, im Inneren den deutschen Druck, den wir als Schimpf empfinden, abzuschütteln und für das Volk mehr als für die Bankiers zu sorgen; das heute Wichtigste ist die Erlangung eines Staatszustandes, in dem die Regierung nicht immer wieder Fehler zu machen, sich selbst immer ins Unrecht zu setzen scheint. Ist dieser Schein geschwunden: dann mag die Vollzugsgewalt befehlen; dann wird ihr das Volk gern gehorchen.‘ Der Mann, der so zu sprechen wagte, ist vor ein paar Wochen Minister des Inneren geworden. Und sitzt nun dem Ministerium vor.

Dem Herr Bar noch angehört. Thut nichts. So lange Krieg ist, spricht Kanzler Goremykin, „beschäftigen wir uns nur mit dem Krieg und aller Streit, der Parteien und der Personen, über Fragen innerer Politik muß ruhen.“ Und Herr Chwoftow, der im Amt nicht abschäumen, als Hohe Excellenz nicht schal werden will, hat zu den Vertretern der russischen Presse gesagt: „Erst seit dem Kriegs-

anfang kennen wir die ungeheure Gewalt der Strömung, die aus Deutschland zu uns eingeflossen ist. Wir sitzen in einem dichten Spinnengewebe. Ohne Erbarmen werde ich alle Einfangsversuche, offene und heimliche, des Feindes bekämpfen und jedem Begünstiger Deutschlands mit unerbittlicher Strenge entgegen treten. Reaktion? Quatsch. Wer in den Zustand, den wir vor der Verfassung hatten, zurück will, ist ein Narr. Ich bin nicht für Gewalt Herrschaft im Inneren, nicht für Ausnahme Gesetze und Knebelung der Presse noch gar für den Wahnsinn der Präventivcensur. Alle Berufs Genossenschaften, besonders die der Arbeiter, werde ich mit vollem Nachdruck fördern. Bisher wurden die ‚Gelben‘ begünstigt und die freien Gewerkschaften unterdrückt. Die gerade will ich schützen. Wir müssen die Wirtschaftszukunft des Reiches vorbereiten. Nach dem Krieg muß mit doppelter Kraft gearbeitet werden. Antisemit bin ich nicht; die Juden müssen auf breiterem Rechtsboden stehen. Gegen das Programm der Blockparteien habe ich kein grundsätzliches Bedenken. Den Vordergrund meines Gesichtskreises beherrscht aber der Wille, die Preissteigerung und den deutschen Einfluß zu mindern. Wir können und müssen auf allen Gebieten ohne die Deutschen auskommen. Für diesen Kampf erhoffe ich die Hilfe der Semstwoß, der Stadtgemeinden, der Gesellschaft; mir graut bei dem Gedanken, auf die Beamenschaft angewiesen zu sein. Die Thätigkeit der moskauer Kongresse war mir höchst willkommen; nur drangen ihre Beschlüsse nicht stets in den Kern der Fragen. Zu viel Poesie; wir brauchen nüchterne Prosa. Die Regierung steht vor der Pflicht, die innere Einheit der ersten Kriegsmonate zu erneuen. Läppisch wäre, auch nur zu erörtern, daß sie alles irgendwie Erdenkliche thun muß, um das Vertrauen, die Liebe des Volkes zu gewinnen. * Der so spricht, ist nicht ein zweiter Plehwe. Ein Blender? Noch scheint er ein Mann. Nie hat, im Amt, vor ihm Einer so laut den Willen zur Ausmistung des russischen Beamtenstaates bekannt. Und er bleibt Abgeordneter; ist stolz darauf, der Reichsduma, als vom Volk Erwählter, anzugehören; und kann die Zelle sein, aus der eine Parlamentarische Regierung wird. Sieg der Reaktion? Da Rußlands Wildeste, Krapotkin, Plechanow und Genossen, zu williger Arbeit mit jedem Ministerium aufgerufen haben, daß die Landesverteidigung wirksam organisire und Deutschland niederringen wolle, müßte unsere Presse abge-

nühte Redensart ausscheiden. Keine irgendwie beachtenswerthe Gruppe, sagt der in den süßen Frieden der Kriegskanzlerwürde gehobene Greis, „will in Rußland raschen Friedensschluß; jede fordert, daß wir rastlos, aber ruhig arbeiten, damit wir im Frühjahr neue Millionen gut gerüsteter Krieger ins Feld stellen und den Feind, dessen Ersatzmöglichkeit viel geringer ist, zerreiben können. In diesem Entschluß stimmen wir mit den Heerführern (Allegjew, Iwanow, Ruffij) überein“. Und Herr Chwostow, der fast wie der Bismarck von 1848 spricht, soll im Reich die Ordnung sichern, den Arbeitwillen flügeln, den Eschin entseuchen, slawische Nebelseelen in Klarheit und Fleiß erziehen, dem wimmelnden Volk der starke Vertrauenshort werden. Ist er der Herakles, dem so'ches Werk gelingen kann? Ihm scheint der Krieg die grausig beglückende Himmelschickung, hinter deren Ausgang Rußland dem Jerusalem der Offenbarung Johannis gleichen müsse. „Wie eine geschmückte Braut prangt die Heilige Stadt. Auf Saphir, Smaragd, Amethyst, Topas und anderem Edelstein ruhen ihre Jaspis-mauern; und ihre Häuser, die Hütten sogar sind aus reinem, leuchtendem Gold. Im Feuerpfuhl erstickt der Tod und die Hölle, der Gottlose und der Mörder, Zauberer und Hurer. Die aber in der Stadt wohnen, werden sein wie in Gottes Hut und Gottes im Innersten einiges Volk.“ Wer solchen Glaubens voll ist, darf vor den sieben Plagen, vor Hunger und Pest, vor Gog und Magog nicht bangen. Nikolais neuem Günstling ist der Krieg Glücksverhängniß, das, endlich, Rußland lästern, säubern, mit Entsehungswucht aufrütteln, in Willen und Seele einigen, rasch in helles Schicksal reifen werde. Drum heischt er: Krieg bis aus Messer.

Auch der im Oktober hier angedeutete Glaube, Herr Viviani werde aus dem grellsten Kampenlicht zurücktreten und Herr Briand das Auswärtige Amt übernehmen, ist an der Monatschwelle bestätigt worden. Das neue Cabinet ist Arbeitsauschuß und zugleich Rath der Alten. Acht Herren, die einst Ministerpräsidenten waren, sitzen darin. Fünf Männer ohne Amtsbezirk; die nur Staatsminister, Berather und Wächter, sind. Der vorgestern dem Volksempfinden Nächste, Herr Millerand, ist gegangen. Weil er, trotz der Augustmahnung der Kammerausschüsse, die tapferen Serben schutzlos gelassen hat oder weil er in den von gewichtigen Stimmen verlangten Bundeskriegsrath abgeordnet wer-

den soll? Daß Herr Augagneur, der für das bittere Dardanellen-
 abenteuer mitverantwortlich ist, nicht haltbar sein werde, war
 längst gewiß. Ein Admiral löst ihn ab (wahrscheinlich Delcassés
 Marinekabinettschef Lacaze). Die Wahl des Kriegsministers be-
 weist, daß die neue Regierung dem Generalissimus Joffre nicht
 Allmacht gewähren will und daß ihr Paris nicht mehr gefährdet
 scheint. Sonst hätte sie den General Gallieni nicht von seinem
 Posten, des Hauptstadtschüfers, gewinkt. Der hat in Afrika, als
 Offizier-Diplomat, gedient, war Statthalter auf Madagaskar,
 Corpsführer, Mitglied des Hohen Kriegsrathes und ist, im sieben-
 undsechzigsten Lebensjahr, eine Hoffnung der Republik, seit er
 durch hurtigen Ausfall die Zurückdrängung des Feindes und den
 Sieg an der Marne ermöglichte und Paris, wie seine Verehrer
 posaunen, „uneinnehmbar machte“. Sein Ansehen wirkt heute
 weiter als irgendeines bürgerlichen Kriegsministers; und seiner
 Weisung hat, nach dem Staatsgrundrecht, auch der höchste Heer-
 führer zu gehorchen (dem Herrn Millerand Manchen zu unter-
 würflig, zu blind ergeben dünkte). Ueber das Nothwendige und
 das Mögliche schienen die Herren Joffre und Gallieni, der Vor-
 sichtige und der Verwegene, nicht immer gleicher Meinung: also
 ist zu erwarten, daß der Minister die erste Gelegenheit zum Lob
 des Feldherrn nützen wird. Noch (während ich schreibe) hat das
 Kabinet nicht die Kammerweihe empfangen. Doch besser als das
 auf Chwoistow's Namen getaufte kennen wirs; kennen seit zehn
 Jahren sein Haupt und sein Herz. Wecket sink das Gedächtniß!

Der junge Herr Briand war, wie Danton, Advokat und sah
 aus, als solle ein Babeuf aus ihm werden. Der wildeste Genosse
 ist ihm noch nicht wild genug. Jedes Mittel, spricht er, das die
 Zwingsburg der Reaktion in ihren Grundmauern lockern, das Volk
 aus den Fesseln des Kapitalismus erlösen kann, muß angewandt
 werden. Nur feige Seelen erbeben bei dem Ausruf zum General-
 strike. Die Entwicklung der Wirtschaft fordert diese Machtprobe;
 wer siegen will, darf ihr nicht ausweichen, und wer sie auch nur auf-
 schleibt, mindert dem Lohnarbeiter die Möglichkeit endgiltigen Er-
 folges. Ist die Mehrheit der Hörigen noch zu schlaff, läßt sie sich von
 Leuten einschläfern, die bei dem Gedanken an Gewaltanwendung
 schlottern, dann muß wieder, wie so oft schon in unserer Geschichte,
 eine enischlossene Minderheit den Haufen mitreißen. Wähnet Ihr,

der gute Wille der behaglich im Ausbeuterecht Wohnenden werde, mag das Klasseninteresse noch so laut abmahnen, Eure Lage bessern? Selbst die winzigste Reform wird nur durch Einschüchterung, durch wirksame Drohung erreicht. Lasset die Kohlengräber getrost anfangen. Nicht vierundzwanzig Stunden lang kann ihr Ausstand vereinzelt bleiben; das Bewußtsein inniger Solidarität wird schneller, als die Trägheit heute ahnt, das ganze Proletariat waffnen und von einer Grenze zur anderen das Schlachtgefild dehnen. Jeder Hasenarbeiter wird die kämpfenden Kameraden dadurch unterstützen, daß er kein Kilo fremder Kohle löscht. Die amorphe Masse, die ängstliche Hammelheerde muß überall von muthigen Männern zur That getrieben werden. Die Organisirung solcher Gruppen, in denen der Wille zu schonungslosem Kampf lebt, ist jetzt die wichtigste Forderung. Wovor sollten wir zittern? Vor den Flinten unserer in den Soldatenrock geknuteten Brüder? Sie hassen, wie wir, den Moloch des Militarismus. Aus millioenen Kehlen haben sie den Ruf gehört: Wenn das Kommando ertönt, auf ausländische Arbeiter zu schießen, ist Eure Pflicht, als Zielpunkte Kopf und Herz der Offiziere zu wählen, die Euch das Verbrechen des Brudermordes zumuthen! Seid sicher, daß sie für Eure Sache fechten werden. Oder wollt Ihr bis ans Lebensende im Joch bleiben und den Orgien des Militarismus etwa gar noch zujuchzen? Nein. Wir brauchen keine uniformirte Schlächterzunft. Wir unterscheiden nicht zwischen gerechten und ungerechten Kriegen. Jeder Krieg ist uns ein Gräuel, dem jedes erreichbare Mittel vorbeugen muß. Wir sind fest entschlossen, die Kriegserklärung mit dem Generalstrike zu beantworten; und der Befehl zur Mobilmachung der Truppen giebt uns das Zeichen zur Revolution. Also spricht, vor Allgaliens Ohr, Aristide Briand; in hundert Versammlungen. Ein Demagoge von besonderem Schlag. Der Troß macht's wie die Schranzen, die dem König vorgirren, er sei mit höherer Weisheit begnadet als das Gekribbel der Unterthanen; sagt der Masse nie, was sie nicht hören will, und rühmt den untrüglichen Instinkt, dem sie in ruhiger Zuversicht folgen dürfe. Briand hat ein anderes System. Empfiehlt sich durch Aufrichtigkeit, die auch Unwillkommenes nicht verschweigt. Singt das Lob der Minoritäten. Die Losung: Ni dieu ni maître! Das Feldgeschrei: Furchtlose, erbarmungslose Propaganda der That!

Noch sind nicht zehn Jahre verstrichen, seit Frankreich seinen Ursteides so sah. Als den Unerbittlichen, der an der äußersten Konsequenz einmal gesunderer Erkenntniß nie scheu vorüber-schlich. Der dem Unrechtsstaat Todfeindschaft geschworen hat, die Kapitalistenrepublik durch Massengewalt aus den Angeln heben will und den Genossen, die ihren Jaurès zu sanft, fast schon zahnlos finden, zuruft: „Nur wer, wie ich, für den Generalstrik eintritt, darf sich einen Revolutionär nennen!“ Als Hervés Verteidiger, der die Soldaten zur Meuterei verpflichtet. Er wird Minister; und erklärt auf der Tribüne, daß er keinen seiner Grundsätze jemals dem Machtfißel opfern werde. Ringsum ein Nicken und Lächeln. Waldeck-Rousseau war der Anwalt der größten Ausbeuter, schien selbst der ärgste Sozialistenfeind: und führte dann, ohne sich je in Hitze bringen zu lassen, die neuen Jakobiner zum Sieg. Combes küßte die Rutte, ehe er zur Frühstücksmarmelade ein Pfaffenfilet heischte. Millerand war Sozialdemokrat, sah auf der Ministerbank dann neben Galliffet, dem „Meuchler der Geiseln“, und brüstete sich mit Titeln und Orden. Wer an der vollen Krippe sitzt, greift nicht nach der Art, die sie zertrümmern könnte. Warum solls mit Briand nicht gehen? Gingauch. Sehr gut sogar. Bald wurde geflüstert: Ein politischer Kopf; ein Staatsmann, der sich zur rechten Stunde zu mäßigen weiß und im Kampfgewühl schon bedenkt, daß ihn morgen das Staatswohl zwingen wird, dem Feind von heute sich zu befreunden. Die Achtung der Kongregationen ist an seinen Namen geheftet: und dennoch spricht die hohe und niedere Geistlichkeit von ihm im Ton sympathischer Achtung. Er hat eine behutsame Hand, die noch an halb verholzte Pfosten nützliche Fäden zu knüpfen vermag und heimlich die durch Elemencaeus fahrigte Effektspolitik entstandenen Knitterfalten ausbügelt. Er wird Ministerpräsident. Der Sozialdemokrat; der Führer des groupe antimilitariste. Lernt Frau Marianne nun endlich das Fürchten? Sie freut sich; erwartet sich das lustigste Fest. Ein himmlisches Spektakel für ein blasirtes Volk von Genießern. Am Paradedag sitzt Briand neben dem Präsidenten der Republik, drehselt den Truppenführern Komplimente, preist die Mannszucht als das unentbehrlichste Gut der Nation. Und jeder Uniformirte weiß: Der mit dem Schnurrbart da oben hat uns hundertmal ermahnt, im Straßenkampf die Waffe gegen unsere Offiziere zu lehren, und

feierlich gelobt, im Kriegsfall durch revolutionäre Abwehrbewegung, durch Generalstreike und Massenaufstand uns an der Erfüllung der Dienstpflicht zu hindern. Der ist jetzt unser höchster Chef. Ein Schauspiel für Götter; und für Pariser, die ihre Institutionen kaum noch ernst nehmen und keinem politischen Ueberzeugung und Grundsätze zutrauen. Der Ministerpräsident wirkt, wenn er das Wort nimmt, weniger oft durch Wirbelwinde als durch blanke Logik und kühle Nüchternheit. In seiner ersten Programmrede warnt er, in Périgueux, vor neuer Zerküftung; nennt die Sehnsucht nach innerem Frieden den Herzenswunsch der Nation; fordert alle ehrlichen Republikaner auf, alten Groll zu vergessen und sich zu gemeinsamer Arbeit fürs Vaterland zu schaaren. Und ist vom nächsten Tag an der Vertrauensmann aller ruhigen Rentner, die Frankreich schon in Anarchie gleiten sahen, aller aufrichtigen Freiheitfreunde, die der Stant eines unduldsamen Sektensregimentes längst widert. Naht wirklich das Ende der Jakobinerherrschaft? Kann auch Einer, dem Religion nicht das Trugwerk der Priesterlist, die Ungleichheit der Menschen nicht die Folge staatlich patronisirter Raubzüge ist, in Frankreich wieder frei athmen? Nur Denen um Guesde, um Jaurès, um Combes furcht sich die Stirn. Wohin will dieser Mann, den das Vertrauen der sozialistisch-radikalen Mehrheit auf den höchsten Sitz hob? Leise erst, dann laut und schließlich in gellendem Ausruferton wird an Briands Uglitatorenarbeit und Rebellenreden erinnert. Dem zuckt keine Wimper. Sein galant lächelnder Mund, den düster dräuende Augen beschatten, spricht gelassen: Ich habe mich nicht gewandelt, bin der Selbe noch, der auf dem linken Flügel der Volksvertheidiger focht; nur jetzt eben président du conseil, der verantwortliche Leiter des Staatsgeschäftes und drum keiner Fraktion unterthan. Antwort und Abwehr? Der lässige Gestus Eines, der eine Müde wegscheucht; den Stich hat er nicht gefürchtet, doch das Gefumm stört ihn in der Arbeit. In jeder Rede fast wiederholt er: Ich bin unverändert; aber das Land will Ruhe und braucht die Mitarbeit Aller, denen das Gedeihen der Republik der Leitstern ist, und ich bleibe auf meinem Platz, so lange eine Republikanermehrheit für mich stimmt. Da beginnt der Eisenbahnerstreik. Ein aus bewußtem Willen zur Revolution geborenes Handeln. Die Lohnwünsche der Arbeiter sind schon erfüllt oder der Erfüllung nah; die Regierung ver-

handelt mit den Ausständigen und erklärt sich bereit, jede ausbrei-
 chend begründete Forderung bei den Bahngesellschaften zu vertre-
 ten. Damit ist der herrschsüchtige Syndikalismus nicht zufrieden;
 ihm kommts auf die Machtprobe an. Die Rechtsräuber, die der Bo-
 denwucher, die erprehte Rente mästet, sollen in ihrer Fronfeste alle
 Schrecken der Belagerung kennen lernen. Auf allen Gleisstrecken
 wird, in Ost und West, die Rückkehr in die bewährte Mode des sabo-
 tage empfohlen, die zwar die unnöthige Zerstörung des Industrie-
 materials verbietet, es aber für die Dauer der Ausstandszeit un-
 brauchbar machen will. Eine feine Unterscheidung. Warum eine
 Dynamomaschine zerbeulen, zerstören, wenn man sie gemächlich
 demontiren und unentbehrliche Theile in sicheren Versteck schaffen
 kann? Wozu eine Lokomotive mühsam zertrümmern, wenn man
 ihrem Bauch die Kohlenspeise entziehen und durch falsche Signale
 den Schienenstrang sperren kann? Tage lang rollt kein Zug aus
 dem Gewölb der Kopfstationen. Durch Drohung werden die zum
 Strikebruch Willigen ferngehalten; die durch Worte nicht einzu-
 schüchternnden mit Hieben und Püffen in die Pferche heimgetrieben,
 aus denen der Hunger sie zur Notharbeit rief. Ist Frankreich von
 der Nachbarschaft abgesperrt, ohne die Möglichkeit zu Einfuhr und
 Ausfuhr, steht es seine Distanz wehrlos der Invasion ausgesetzt
 und stockt der Puls seiner Wirthschaft, dann muß es merken, wo die
 Macht wohnt, und die Massen befriedigen, von deren Laune Le-
 ben und Tod abhängt. Das ist kein Ausstand, der bessere Arbeit-
 bedingungen erwirken, ist einer, der auf ungebahntem Weg zu
 neuer Vertheilung der politischen Macht führen soll; ist Revolu-
 tion. Briand fühlt's; und läßt seinen Drang von zaghafteren, um
 ihre Politizerukunft, ihre einträglichen Mandate bangen Kabi-
 netsgenossen nicht eine Minute lang hemmen. Aristides wird
 Drakon. Die Hauptheher, die beim sabotage Abgefaßten werden
 verhaftet, die Strikebrecher mit der Waffe geschützt, die von der
 Militärpflicht nicht freien Ausständigen zum Wehrdienst einbe-
 rufen und, als Soldaten, durch die Kommandogewalt zu der Ar-
 beit gezwungen, die sie, als dem Syndikat gehorsame Civillisten, ein-
 gestellt hatten. Wüthend heult die Demagogenschaar auf. Gerade
 solchen Strike hat ja Briand stets gefordert; wenns nach ihm ginge,
 müßten in allen Gruben, Hütten, Fabriken jeßt die Arbeiter sich den
 Eisenbahnern anschließen; dann hätten wir den Generalstrike, den

er ersehnte und in dem jeder republikanische Soldat zu Meuterei verpflichtet wäre. Briand's Agitatorenreden werden abgedruckt, auf Riesenplakaten an die Straßenecken geklebt. „Déclarations de M. le Président du Conseil.“ Nur Drohung und Einschüchterung sichert dem Lohnarbeitervolk Erfolge. Der Befehl zur Mobilmachung ist das Zeichen zur Revolution. Der Soldat muß auf die Offiziere schießen, die ihm ausständige Arbeiter als Kugelziel zeigen. Die ganze Peier. Der Ministerpräsident wankt nicht. Läßt die Plakate kleben. Kann, wie der Weltenschöpfer, am siebenten Tag ausruhen: Frankreich ist wieder in Ordnung und ringsum Alles gut. Und da er in der Kammer mit Interpellationen und von der neuen 'Montagne' her mit Schmähung 'Voeux' hütet wird, spricht er, am neunundzwanzigsten Oktobertag, der Sozialdemokrat, der Revolutionär, das tollkühne Wort: „Ich werde Ihnen, meine Herren von der äußersten Linken, Etwas sagen, das Ihren Unwillen vielleicht bis zum Siedepunkt erhizen wird. Wenn im Angesicht einer dem Vaterland drohenden Gefahr das Gesetz nicht die Möglichkeit geboten hätte, die Grenzen des Landes zu schützen und dadurch das Leben der Nation zu verbürgen, dann wäre die Regierung, um sich das Verfügungsrecht im Bereich der Eisenbahnen, also eines wichtigen Werkzeuges der Landesverteidigung, zu wahren, gezwungen gewesen, ungesetzliche Mittel anzuwenden. Das hätte sie gethan; hie Stimme der Pflicht hätte sie auf diesen Weg gedrängt.“ (Zwischenspiel: Kaum ist das Wort, das den Muth zu ungesetzlichem Reichsschutz bekennt, dem Mund entfahren: da brüllt der stämmige Genosse Colly auf: „Lasset mich den Diktator erwürgen!“ Genosse Jaurès hält, mit Anderer Hilfe, den rasenden Hünen und ruft ihm zu: „Wenn Du ihn prügelist, ist er gerettet!“ Ein Musterbeispiel jakobinischer Geistesart. Der Streckenarbeiter, Schaffner, Zugführer, der Eisenbahnmaterial für eine von seiner Willkür bestimmte Frist unbrauchbar macht, muß straflos bleiben; denn das Gesetz giebt ihm das Recht zu Koalition und Aufrüstung und kein Buchstabe beschränkt die Wahl der anzuwendenden Mittel. Der Abgeordnete darf dem Minister, dessen Rede ihn ärgert, die Kehle zudrücken; nur die Erwägung des möglichen Nutzens oder Schadens, nicht die Pflicht zu legalem Handeln, darf von solchem Ueberfall abhalten. Das Regierungshaupt, in dem auch nur der Gedanke leimt, im äußersten Nothfall könne die Stimme

des Reichsinteresses die Frage nach der Legalität einer Maßregel übertönen, ist des schlimmsten Verbrechens schuldig.)

Eine Stunde lang tobt der Sturm. Steht Briand, vor dem Inirschenden, heulenden, suchtelnden Haufen, auf der Tribüne. Verräther, Diktator, Gauner, Strolch: kein Schimpf wird ihm erspart. Bleich steht er; aber sein Blick ist ruhig. Seine Vergangenheit, Alles, wofür er Jahre lang gekämpft hat, speit ihm aus dem Geisermund entfremdeter Kampfgenossen Verachtung ins Antlitz, Und ein seiner Nerven minder Sicherer würde sich fröstelnd nun fragen, ob das unpopuläre Trugwort nicht auch die Gruppen von ihm wegsprengen könne, ohne die seine Mehrheit unhaltbar ist. Briand bleibt ruhig. Er weiß, daß er wider die Vereiter der Anarchie im Lande die Mehrheit für sich hat; und für das Land diktiert er, da er sich in der Kammer nicht Gehör schaffen kann, den Stenographen den Schluß seiner Rede. Dann geht er unbesorgt, unbehütet heimwärts und sagt heiter zu den Reportern, die einen Verstorbenen erwarten: „Wenn ich den Diktator spielen soll, muß ich zunächst reiten lernen; morgen will ich mich nach einem Rappen umsehen.“ Die nächste Sitzung bringt die Anklage in den ehrwürdigen Formen französischer Gerichtssprache. Die fünfundsiebzig Sozialdemokraten, in deren Reihen er so lange saß, zeihen ihn frechster Rechtsbeugung, schamlosen Gesinnungschachers und erklären, sein Handeln habe im Proletariat Zorn und Ekel geweckt. Zuvor schon nannte Jaurès ihn einen nach der Caesarenrolle lästernen Hanswurst, den das Votum der Mehrheit sink in den Kehricht fegen werde. Er schweigt. Hat nur am Anfang der Sitzung gesprochen. Mehr im Ton des Melodramas als sonst. „Betrachtet meine Hände: kein Tröpfchen Blut hat sie besleckt. Ihre Stimmzettel können das Leben des Diktators enden. Entziehen Sie ihm die Zeichen Ihres Vertrauens: und machtlos tritt er vom Schauplatz. Die Regierung, die reaktionär gescholten wird, legt ihr Schicksal in Ihre Hände. Nur Eins erbitte ich: lassen Sie uns im Sonnenlicht, nicht in einem Kellerloch sterben.“ Das Wort, das gestern den Sturm entfesselte, war der unkluge Ausdruck einer vermeidbaren Hypothese; „une imprudence“. Keiner glaubts. Jeder möchte beschwören, daß Briand auch gestern sprach, wie er sprechen wollte. Doch die Bescheidenheit des Taktikers wirbt unter den Zaudernden Stimmen; 94 gegen Briand, 388 für ihn. Sieger. Der Bourgeoisie der Retter der Repu-

blif. Allen, die Etwas zu verlieren haben, der Messias im Bürgergewand, der Frankreich aus der Gefahr schleuniger Desorganisation riß und den widernatürlichen Bund mit den Sozialisten löste. Die Hoffnung, der Hort, das flecklose Panier aller guten Franzosen.

Muß diesen Mann gemeine Machtgier zum Wesenswandel getrieben haben? Weil er die Terminologie am Schnürchen hat, glaubt er, wie in jedem Bezirk mancher Andere, die Sache zu kennen. Spät erst entschleiert sich ihm die Wirklichkeit. Frankreich braucht, zwischen wehrhaften Staaten, ein Heer; und nur straffe Mannszucht, die blind gehorchen lehrt, kann die zur Landesverteidigung taugliche Maschine bedienen. Frankreich darf, neben klug geleiteten Industriestaaten, bei Gefahr rascher Verarmung und unheilbaren Siechthums nicht in das Elend des Kommunismus sinken. Nur eine kommunistische Gesellschaftsordnung aber, die dem Untüchtigen den Kampf ums Dasein erspart und an Besitz, Rang und Recht ihm das Selbe besichert wie dem Tüchtigsten, vermag dem Massenwunsch, dem Trachten der Mehrheit, die nie außerlesen sein kann, zu genügen. Wer weniger bietet, läßt Wassertropfen in glühenden Stein sickern. Sah Rousseau nie, daß auf der selben Walbscholle ein gesunder Baum starke Aeste himmelan streckt, ein Krüppelchen kaum übers Kindermaß hinauswuchs? Nicht Gleichheit: Ungleichheit zeigt uns, grausamen Zwang zur Auslese des zu Leben und Fortpflanzung Brauchbaren offenbart dem Blick in jedem Bezirk die Natur. Dürfen wir uns vermessen, sie zu meistern? Aus allen Winkeln dieses schönen Landes dampft's von Fieberschweiß und erhitztem Athem. In allen Gewerben langt der Arm nach der Macht, die dem Kopf gebührt. Fraglich ist nur noch, ob der Staat in der Stunde eines Rausches, der auch die Wächter umfängt, zertrümmert oder langsam ausgehöhlt und entmachtet werden soll. Die Bourgeoisie will das Proletariat, das Proletariat die Bourgeoisie prellen. Wir können, heißt's hüben und drüben, eine weite Strecke zusammengehen. Doch der wohlhabende Bürger fängt zu fühlen an, daß der Weggenosse ihm, Stück vor Stück, die Besitzrechte entwindet; das Syndikat, die Confédération Générale du Travail, zur höchsten Instanz im Staat macht; die Brut in der Verachtung des Vaterlandes aufzieht. Das Proletariat? Daß Monarchisten und Klerikale morgen die Republik würgen und eine schwarze Tyrannei einsetzen werden, wird es nicht ewig glauben.

Kleine Bissen sättigen nicht. Und wenn Ausgehungerte sich auf volle Schüsseln stürzen, verhallt der Mahnruf zu weiser Mäßigung. Was ist bis heute denn das Ergebnis der Blockpolitik, die in der Wirrnis des Dreifüßhabers einer gefährdeten Partei das Löffelrecht wahren sollte? Ein tiefer Spalt im Stamm des nationalen Lebens. Die Willkürherrschaft der Horden, die von schlauen Beutejägern gedirrt wurden. Die Anwendung der Saboteurmethode auf die Politik: alle Materialien und Einrichtungen des Staates werden noch nicht zerstört, doch für die Zeit des gerade anhängigen Besitzrechtsstreites unbrauchbar gemacht. Währt dieser Zustand fort, dann wird Frankreich wehrlos; verliert seine Kolonien, seine Land- und Seemacht, seinen Welthandel, den Ertrag der Luxus- und Fremdenindustrie. Wird reif für die Sociale, den täglich nach der Melodie des Lamplonliedes besungenen Umsturz, Wollt Ihr Frankreich, so müßt Ihr die Scheidung der Geister wollen. Katholisch oder gottlos, liberal oder radikal: das Vaterland heißt die Kraft aller Söhne, die das Interesse an seine Erhaltung band. Die „trunkenen Sklaven“, die Gambetta in ihre Höhlen zurückpeitschen wollte, leben noch unter uns. Und Babeuf geht wieder um . . . Ein Erleben, das aus dem Kneipenkonvent an die Spitze des Reichsdirektoriums führt, kann auch den Redlichen zweifeln lehren, ob Allen der selbe Rechtsanspruch zieme.

Für Babeuf war Carnot, für Jaurès und Genossen ist Briand der Verräther. Im Sinn des Massenhöflings ist's Jeder, den die Erhaltung des Staates, auch eines unvollkommenen, und seiner Wehrkraft wichtiger dünkt als die Bescheinigung zäher Prinzipientreue; Jeder, der nicht gewiß ist, daß ohne den Glauben an lohnende, strafende Götter, ohne Willenszwang, ohne den Sporn, den die Sucht nach Besitz und Geltung dem Ermattenden einbrückt, die entfesselte, gekrönte Menge die dem Staatswohl unentbehrliche Arbeit leisten wird. „Die Revolution ist ein Block, von dem man nichts abbröckeln darf“: so sprach Herr Clemenceau einst; und befahl als Regent dann, auf rebellische Arbeiter zu schließen. Schon ahnt Frankreichs Genius den nahen Wechsel der Mode. Deshalb hat er den neuen Aristides, noch am Schandpfahl, gekränzt und den Versuch, ihn vor dem Staatsgerichtshof des Verfassungsbruches anzulagen, lächelnd durchkreuzt. Mit dem Wortbesen der Wuth war „der Strifebrecher“ (so hieß ihn Lobsucht) nicht vom.

Platze zu fegen. Aber er hat, durch das Eingeständniß des Willens, das Reichswohl auch mit ungesetzlichen Mitteln, in Nothwehr, zu wahren, den Rechtshüter gekränkt: seinen Justizminister Barthou, der im Senat den Eisenbahnern selbst das Streikrecht zuerkannt hatte; und war deren höchstem Chef unbequem geworden: dem Verkehrsminister Millerand, der auch den Staatsarbeitern das Recht auf Koalition nicht weigern wollte. Sippte den zwei Verstimmtten sich noch der rothe Arbeitsminister Viviani, dann wurde die Diele des Kabinetts morsch. Darauf mochte Herr Briand nicht warten. Er erbat von dem Präsidenten Fallières die Entlassung aus dem Amt: und erlangte den Auftrag zu neuer Gefährtenwahl. Heer und Flotte ließ er Zünftigen (dem General Brun und dem Viceadmiral De Lapeyrère); die Barthou, Millerand, Viviani und andere schwierige Genossen verschwanden. Am vierten November 1910 war das zweite Ministerium Briand fertig. Vier Monate hats gelebt. Sein Haupt war kaum wiederzuerkennen. Schien aus Traum ins Leben zu schauen und ungern, nur mit halber Willenskraft, sich ins Alltagsgeschäft zu erniedern. Streikrecht der Staatsarbeiter? Unhaltbar; wer in sicherem Lohn sitzt und Ruhegehalt fordern darf, muß sich in engere Schranken fügen als der auf dem Arbeitermarkt von Angebot und Nachfrage Abhängige. Das hat Briand im Oktober gesagt. Im Dezember will er, statt des süßsauren Streikrechtes, einen Vermittlerauschuß und ein Schiedsgericht gewähren, dessen Spruch, in wichtigen Fällen, erst durch die Billigung des Parlamentes in Rechtskraft reift. Die Sache langweilt ihn schon. Sind nun Alle zufrieden? Alle vergrollt. Die Sozialisten: weil den Staatsarbeitern der Ausstand verboten wird; die Bürgerlichen: weil Politiker in letzter Instanz die Arbeitordnung in den Eisenbahngesellschaften bestimmen sollen. Was ist aus dem strong man vom vorigen Herbst geworden? Nicht gegen die CGT (Confédération Générale du Travail), nicht für die RP (Représentation Proportionelle) geht er kräftig ins Treffen. Räuchert den Stank der Kolonialgesellschaft N'Goko-Sangha nicht aus. Ist er furchtsam geworden? Sanft, sagen die Freunde, war er stets; nicht Fechter, sondern versöhnlicher Friedensstifter; nicht zu Pathos, sondern zu milder Ironie gestimmt; im Geist dem Effestastes ähnlich, den alles Menschenstreben eitel dünkt. Clemenceaus böses Maul hat von ihm gesagt: „Er mimt

den Heiland, Cail্লাug den Napoleon; was sollte ich mit solchen Arbeitgenossen leisten? Aristides enttäuscht die Liberalen und ist den Sozialisten und Radikalen der Erzfeind. Deren Sturmangriff bereitet Herr Bertheaux vor; einst Börsenmakler, dann Kriegsminister und morgen wohl Präsident der Republik. Am funfundzwanzigsten Februar 1900 fragen die Abgeordneten Malvy und Meunier, ob das Ministerium die Jesuiten begünstige und die Entstehung neuer Priesterschulen dulde. Mit lässiger Geberde wehrt Briand den Vorwurf ab. Das Vertrauensvotum, das er fordert, zeigt, daß seine Mehrheit auf sechzehn Stimmen geschmolzen ist. Ihm zu wenig. Er geht. Wird der Wahlmacher des Herrn Poincaré und führt ihn, durch Feuer und Dreck, aus Versailles ins Elyseum. Fristet noch einmal, als blaßes Kabinetshaupt, ein ruhmloses Leben. Geht wieder. Und bleibt den Röchelsten der Verräther; Hanswurst, der den Caesar spielen möchte.

Als Justizminister Vivianis hielt er sich tief im Schatten. Jetzt ruft der Volkswille, dem die Fraktionen sich beugen, ihn ins Licht; das nationale Sehnen nach einem kräftigen, klar denkenden, zu raschem Entschluß und kühner That mutigen Mann. Der Ruf solcher Wesensart ist ihm nicht verjährt. Daßer, als Vicepräsident und Rechtsordnungschützer, in Paris blieb, als die Regierung ins sichere Bourbeaur überstiedelte, war, natürlich, einfache und bequeme Pflichterfüllung; nicht etwa die Folge persönlicher Tapferkeit, sondern freundschaftlicher Abrede mit dem Staatsoberhaupt. Keiner hat sich darüber gewundert; Keiner den Mann bewundert, der nicht selger war als zwei Millionen Pariser. In dieser Zeit, der Bangniß, dann erwachender Hoffnung, ist er, als allein anwesender Minister, dem Stadtkommandanten General Gallieni innerlich nah geworden. Er gilt als sauber, nicht als schillernde Stütze der (von Jouvenels Stachelwisch entschleierten) République des Camarades und ist vom Amtssitz nie in den Sumpf der Bezirksamtschacherer und Stimmtenklängler gekrochen. Aus einem Sektenhäuptling hat er sich, ohne Zwang, wider den Strom der Pöbelgunst, in einen Staatsmann gewandelt. Hat, nach hundert Zerschnittlern, Zersplitterern der Volkskraft, zu Eintracht gemahnt; niemals die Möglichkeit einer Versöhnung, die aus zwei willigen Herzen keimen könnte, verschüttet; war Montesquieus Schülern ein Jahrzehnt lang der wandelnde Beweis, daß auch Frank-

reich, wie Athen, in den Stunden tiefster Selbsterniedering nicht geringere Kraft als auf der Sonnehöhe des Schicksals im Schoß trägt. Niemand sah ihn, seit er dem Kneipendunst entwuchs, nach Beifall geil, Niemand den Starken wie einen Messenherkules schnauben und fuchteln. Freundlich wollte er stets, nirgends gefährlich scheinen; unfähig, einen Landsmann zu hassen, immer bereit, sich mit ihm, auch mit dem Rothklumpenwerfer von gestern, zu verständigen. War nicht 1909 schon seine erste Rede, in Périgueux, die alle redlichen Republikaner aus Verfeindung und Zerklüftung in Arbeitsgemeinschaft fürs Vaterland lud, der erste, der einzige Vorklang der Union Sacrée? Den Werth, die Unersehllichkeit solcher Eintracht hat der Krieg Jeden erkennen gelehrt. Briand fühlte sie früher als irgendein Junstgenosse. Die Pflichtarbeit grauen Alltags spornte ihn nicht in ganzen Kraftaufwand; mit der Aufgabe ist er immer gewachsen. Wohl nicht ein Gambetta, der eine Genieader, Manches, geistig und sinnlich, vom Lübrian und, in seinen Gipseltagen, die Hellsicht des Feldherrn hatte. (Beispiel: Im Februar 1878 spricht er, als Abgeordneter, sachkundig über die gewandelten Formen des Seekrieges und sagt: „Seit ein Torpedo das größte Panzerschiff zerstören kann, liegt Englands Uebermacht im Sterben; vermag es nicht mehr, mit sicher entscheidender Gewalt in Kriege einzugreifen.“ 1878.) Auch der Feuerathem des großen Patrioten aus Cahors fehlt unserem Aristides; doch er ist unser bester Mann und paßt just in das Bedürfnis dieser Erdbebensstunde. Weil er an Frankreich glaubt, an Frankreichs gesunder Zukunft nicht zweifelt, gehorcht er, der sich nicht an Kleinfram vergeuden will, dem Drang der Nation. Weil er Hofart nied, sich bescheiden gab, weil sein Stern noch wirkt und kaum Einer die Gefahr scheut, mit diesem Führer zu fallen, gelingt ihm leicht, ein Geschmeide erlauchter Namen zu raffen. Nur er hat, nach Saloniki, solches Wunder vermocht.

Aus Irrthum kam der Glaube, er werde das internationale Geschäft Herrn Jules Cambon überlassen, der schon eine Weile am Quai D'Orsay mitarbeitet und nun den Titel des Generalsekretärs tragen soll. Der Mann ist Siebenzig; ging erst vor achtzehn Jahren, als alternder Verwaltungsbeamter, in den Diplomatendienst über; vertrat die Republik in Washington, Madrid, Berlin; ist nur als geschickter Unterhändler, als Beobachter und Werkzeug, nicht als

Pfadfinder und Staatsmann bewährt. Den späten Ruhm dankt er nur den Berichten, die er im Juli und im November 1913 seinem Minister Pichon einsandte und die Delcassé als bestätigte Prophezie ins Gelbbuch von 1914 aufnahm. „Der Vorgang von 1911 hat die Deutschen enttäuscht. Der Vertrag vom vierten November (Marokko-Kongo) gilt als ein Beweis unzulänglicher Diplomatie. Man sieht ein neues Frankreich, einig, tapfer, entschlossen, sich fortan nicht mehr einschüchtern zu lassen: so hat es das Haupt aus dem Schweistuch gehoben, das sein Bahrtuch werden zu sollen schien. Aus ihrer Presse, die der deutschen Regierung Unfähigkeit und zage Schwachheit vorwarf, erfuhr die Menge, mit zornigem Staunen, daß die 1870 Besiegten des Kampfes für den Ruhm der Heimath nicht müde geworden waren; daß sie in Asien und Afrika ihre Flagge gezeigt und das Ansehen ihrer Waffen gebreitet hatten. Hier hatte man, wenn Frankreich sein Kolonialreich dehnte, die Oeffentliche Meinung mit dem Spruch getröstet: „Recht hübsch; hemmt aber nicht den Verfall, die Zuchtlosigkeit und innere Zersetzung Frankreichs.“ Man trog zuerst sich selbst, dann die Oeffentliche Meinung. Die ist nun überzeugt, daß wir Krieg wollen. Auch hier wünschen beträchtliche Kräfte die Erhaltung des Friedens; aber sie sind nicht organisirt und ohne beliebte Führer. Nach ihrer Meinung würde der Krieg die soziale Zukunft des Reiches gefährden, den Rastenhochmuth und Preußens Zwingmacht steigern und außer den Fabrikanten von Geschütz und Panzerplatten nur den Engländern Nutzen bringen. Doch diesen Leuten fehlt das breite Einflußgebiet; sie sind still, geduldig, ohne Schutz gegen die Seuche kriegerischer Stimmung. Die hundertzehn sozialdemokratischen Abgeordneten sind für den Frieden, können den Krieg aber, da er nicht von einem Reichstagsbeschlusse abhängt, nicht hindern; und die Mehrheit ihres Anhanges würde in den Massenchor der Wuth oder Begeisterung einstimmen. Oft hört man von einer deutschen Militärpartei. Der Ausdruck dringt nicht in den Kern der Sache; selbst wenn er nur erwähnen will, daß in Deutschland die Militärgewalt der bürgerlichen, die in Frankreich vorherrscht, überlegen ist, bleibt er ungenau. Eine Kriegspartei giebt's. Sie hat Führer, Truppen, eine Presse, die, aus aufrichtigem Glauben oder gegen Entgelt, Meinungen macht, und allerlei gefährliche Mittel zur Einschüchterung der Regirenden. Mit durchsichtigen

Gedanken, heißen Gefühlen, in Hochspannung bebendem Willen wirkt diese Partei auf das Land. Manche sind für den Krieg, weil er ihnen unter den heute herrschenden Verhältnissen ‚unvermeidbar‘ scheint und weil sie meinen, Deutschland könne ihn früh besser als spät führen. Andere sehen in ihm eine Wirtschaftsnöthwendigkeit; Uebervölkerung, Ueberproduktion, Drang auf größere Märkte und Absatzgebiete. Oder die Rettung aus sozialer Noth; nur die Ableitung in fremde Länder könne die Willensstuth hemmen oder verlangsamten, die sonst den Demokraten und Sozialisten die politische Macht zuschwemmen muß. Wieder Andere bangen um die Zukunft des Reiches, meinen, daß die Zeit für Frankreich arbeite, und möchten das Ereigniß beschleunigen; im Wirrwarr der Gespräche und patriotischen Schriften spürt man nicht selten die unklare, doch tief eingewurzelte Empfindung, neben einem auf-erstandenen Frankreich könne ein freies Deutschland nicht leben. Manche sind aus ‚Bismarckismus‘ (wenn man so nennen darf) kriegerisch; sie empfinden als Demüthigung, daß sie mit Franzosen verhandeln, über Recht und Vernunft reden müssen und daß ihnen, die doch durch Gewalt günstige Entscheidung erzwingen könnten, in solcher Verhandlung der Sieg nicht immer leicht wird. Aus naher Vergangenheit ist ihnen ein Dünkel ersproßt, den Selbsterlebniß, mündliche Ueberlieferung und Bücher alltäg-lich nähren und der sich durch die Vorgänge der letzten Jahre ge-fränkt fühlt. Diese Reizbarkeit Verstimmt färbt das Wesen der Wehrvereine und anderer jungdeutschen Genossenschaften. Man findet auch Menschen, die Frankreich, als das Gebild der Revolution, mit mystischem Haß verfolgen. Geschichtschreiber, Phi-losophen, Publizisten und andere Verherrlicher der ‚deutschen Kul-tur‘ möchten der Welt eine rein deutsche Denkart, Empfindens-art aufzwingen; im Reich des Intellektes die Oberherrschaft er-obern, die, nach dem Urtheil heller Geister, den Franzosen geblieben ist. Die gefährlichsten Wortkrieger sind die Großer, die Verärger-ten. Ihr Heer rekrutirt sich auch aus der Diplomatie, die von der Oeffentlichen Meinung nicht zärtlich behandelt wird. Besonders grimmig sind die Herren, die seit 1905 mit uns zu verhandeln hatten. Sie behaupten, überlistet, geprellt worden zu sein, und lechzen nach Rache; während der Berathung der Wehrvorlage hat Einer von ihnen gesagt, mit Frankreich könne Deutschland ernsthaft erst reden,

wenn es seine ganze selbdenstfähige Mannschaft gewaffnet habe. Müffen auch wir nun den Krieg für unvermeidbar halten? Deutschland wird das Abenteuer kaum wagen, wenn wir es in die Gewißheit eingewöhnen, daß unsere Bündnisse und Freundschaften nicht nur in Diplomatenbildung, sondern in der Wirklichkeit leben und, sobald die Stunde schlägt, wirksam werden. Die Britenflotte flößt heilsamen Schrecken ein; aber man weiß, daß ein Seesieg Alles in der Schwebellege und das Festland der Schauplatz entscheidender Abrechnung wäre. Rußland wird ein Bißchen höher eingeschätzt als vor drei, vier Jahren; Politiker und Offiziere glauben aber nicht, daß Rußland rasch und kräftig genüge eingreifen werde, um den Ausgang des Kampfes bestimmen zu können. Die Geister nisten sich also in die Vorstellung, daß der nächste Krieg ein franko-deutscher Zweikampf sein werde. Der Kaiser selbst, der so lange der Friedenshort war, scheint in den Glauben an die Unvermeidbarkeit dieses Kampfes zu neigen. Er ist, natürlich, der zerschmetternden Uebermacht des deutschen Heeres und seines Sieges sicher. Im Lauf der Jahre hat die Familientradition, die rückständige Weltanschauung des Hofes und besonders die Ungeduld der Offiziere über seinen Geist Gewalt bekommen. Vielleicht verdriekt ihn auch, daß sein Sohn, weil er den Leidenschaften der Alldeutschen schmeichelt und die Geltung des Reiches nicht auf der Höhe seiner Macht findet, so populär geworden ist. Vielleicht hat ihn Frankreichs Antwort auf die letzte deutsche Heeresmehrung, die Germaniens Uebermacht aus allen Zweifeln heben sollte, verbittert; denn man fühlt hier, trotz allem Gerede, daß man viel weiter kaum noch gehen kann. Wenn ich aus Alledem einen Schluß ziehen darf, so empfehle ich die Beachtung der neuen Thatsache, daß der Kaiser sich in eine Gedankenbahn einrichtet, die ihm zuvor widrig war, und rathe, mit seinem Sprachgebrauch entlehnten Worten, unser Pulver trocken zu halten.“ Das ist der (halb entgiftete) Auszug der beiden Berichte, die Herrn Cambon Weisfageruhm eintrugen (und nach deren Durchleuchtung die Frage, ob dieser frohe Botschafter Deutschland aus freundlichem Auge sah, wohl nicht mehr der Antwort bedarf). Er ist Pauls, des Bündnißknüpfers, Bruder, kann den heiklen Verkehr mit London erleichtern und schnellern, hat in Amerika, Spanien, Italien (wo er das Erbe des franken Barrère umschlich) gute Späher

und darf sich vornan in die Kleinmeister des Handwerkes reihen. Daß Herr Briand, der sogar den Duzbruder Pichon fest am dünnen Schnürchen hielt, dem alten Neuling die Geschäftsleitung anvertrauen, ihn nicht nur als Nachschlagebuch für Diplomatie und als kundigen Notenschreiber benutzen werde, mag wähnen, wer Aristides nie als Archon der Republik sah. Jules ist der Bürge für Pauls wendigen Eifer und nicht launischen, nicht verkürrten Gehorsam. Daß der glatte Lächler hart und steif sein könne, ward den Herren von Riberlen (Algadir) und von Jagow (Nancy) offenbar. Und die Erzählung seiner Heimfahrt über Kopenhagen schmeckt nach Salpeter und läßt ahnen, welche Zündstoffmengen seitdem in ihm gespeichert sind. Auch deshalb ward er erkürt. Nicht zum Leiter des Auswärtigen Amtes. Das war, unter der Firma Caprivi-Marschall, nicht einmal Holstein. Briand will wollen.

Diesmal gehts um endgiltigen Vermögensruf; um alles Wachstum in Zukunft. Entmummt der Caesar sich als Hanswurst, der Heiland als Gaukler? Noch ist erst der Menschenfischer zu schauen, dem Alles ins Netz geht. Der franke, von ungesättigter Eitelkeit spröde Herr Bourgeois, der sich mit gedoppeltem Stolz heute Senator der Marne nennt. Der Achtziger Combes, der drei Jahre lang Ministerpräsident war und die Kongrégationen wie Wanzen vertilgte. Der urkatholische Monarchist und Akademiker Baron Denys Cochin. Die Greise Méline (Siebenundsiebzig) und Charles de Freycinet (Siebenundachtzig), die noch unter Thiers, Gambetta, Ferry gearbeitet haben. Der Britenfeind Freycinet, der dem Inselreich Egypten weigerte, Gambettas Liebling, der beste Kriegsminister der jungen Republik und mit Chlodwig Hohenlohe intim war, als ehrwürdiger Pfeiler der aus Frankreichs Verzicht auf Egypten und den Sudan entstandenen Entente Cordiale; Combes neben Cochin; der Marxist Guesde neben dem von der Commune abtrünnigen Schützjöllner und Erreaktionär, dessen Gemeinde Jahrzehnte lang als „méliniste“ verschrien wurde; der feuerrothe Millionär Sembat, der den Landsleuten rieth, einen Dauerfrieden zu machen oder wieder einen König zu wählen, als Nachbar Ribots; über all dem seltsamen Gesprenkel Briand: wenn neben Lazare Carnot, den Organisator des Rebellen sieges, der zum Tod verurtheilte Gleichmacher und Verschwörer Gracchus Babeuf sich ins Reichsdirكتورium gesetzt hätte, wäre nicht mehr Grund zum Staunen gewesen. Die Noth des Vaterlan-

des sammelt alle Tauglichen oder durch Anhang Mächtigen in heilige Eintracht. Bourgeois, Combes, Freycinet: da ist der Senat, der leitende Radikalauschuß, die Kommission für das Heerwesen. Cochin und Méline: Hochkonservative und Centrum. Guesde, Sembat, Viviani: Sozialisten. Malvy, der Neuchler von 1911, jetzt Minister des Inneren: Nachwuchs der Radikalen. Wer soll noch schimpfen? Herr Painlevé, der, als Sprecher der Kammerausschüsse für Auswärtige Politik, Heer und Flotte, im Oktober Herrn Viviani rüffelte, thront im Ministerium für öffentlichen Unterricht und für dem Kriegszweck nützliche Erfindungen. Bleibt beinahe nur der Gewohnheitschimpfer Clemenceau, der dem Land kaum noch Schaden kann. Weisheit und Verwalterkunst fehlt dem neuen Cabinet nicht; nur: ein Sieg. Der Silberglanz gerechten Sinnes hätte dem athenischen Aristides nicht in Unsterblichkeit geleuchtet; daß er in der Perserkriegszeit zu den Siegen bei Marathon, Salamis, Plataeae mitwirken konnte, löste ihn für Menschenewigkeit aus dem Scherbenbamm. Harret in Geduld. Noch riecht nirgends nach Frieden. Die Ministermacht der Schostow und Briand ward dem Volkswillen zu heftigerer Kriegführung entbunden.

Starke Männer? Auch England ersehnt sie. Findet, weil die Dardanerstraße nicht erstürmt, der Landweg nach Konstantinopel nicht gesperrt, weder Brüssel noch Belgrad geschirmt worden ist, die Gladstone'schüler Asquith und Grey allzu schwächlich. Und will lieber sterben als schweigend sich, wie ein stummer Hund dem Jügel des Karrenkutschers, willkürlichem Menschenbefehl fügen. Sind die Männer stark, die mit Muskelgebirg prahlen, im Krieg, weil Kritik schweigt und Gefinde den Knirps andächtig begafft, Fetz ansehen und denen nach Mitternacht noch frohes Augenleuchten und sonnig helleres Wesen bescheinigt wird? Als Bismard in Nikolsburg einem Heer, das, nach unersehntem schnellem Sieg, in Oesterreichs Hauptstadt vordrängte, allein sich entgegenstemmte und den besten aller denkbaren Friedensverträge erzwang, einen, der nach fünfzig Jahren inniger gepriesen wird als in der Abschlusshunde, bebte jeder Nerv in dem Riesenleib und Weinkrampf schüttelte ihn wie Wirbelsturm, wenn Lenz oder Herbst naht, den Wipfel der Eiche. In der versailer Mondnacht sitzt er auf Mauerrand und plaudert mit dem Wachtposten. Der durste ihn, schon auf der Leiter, erschießen. Hat aber die Kürassiermühe erkannt. „Glauben Sie, daß wir Paris bald haben werden?“ Sicher. Der gemeine Mann

glaubt. Der Kanzler findet endlich wieder Schlaf. Er hat Wörth, Gravelotte, Sedan erlebt. Fühlt sich aber noch jedem Deutschen, den Proviandpackern und der Tagelöhnersfrau, im Gewissen verantwortlich; und ächzt, da dem Hirn die Leitung des Armes genommen ist, der Feldherr ohne Staatsmannswinke handeln darf. Der schlaflose, von Nervenschmerz „aller Töne und Farben“ gepeinigte Mann war stark. Nicht, weil er im Feuer von Königgrätz, rittlings auf einem Feldstuhl, ein dickes Alfenstück durchlesen und glossiren konnte. Weil er den Muth zu der Pflicht hatte, der Schlacht, der Kriegsentwicklung vorzudenken und ihr mit dem Einsatz des Lebens, des Ruhmes zu wehren, wo Unheil überhängend aus ihr drohte. Zu der Pflicht, den Krieg nutzbar zu begrenzen.

Satyrspiel.

Ist Boche ein Schimpfwort? Im Namen der Republik hat ein französischer Gerichtshof verkündet: Nein; „wenn ein dem deutschen Staatsverband Angehöriger mit dem Wort bezeichnet

rede darin zu finden.“
 Es hatte einen Elsässer
 er der Anklagebehörde
 enn: „Franzosen konn-
 Zeit, wo sich die Mög-
 Gefühl des Franzosen
 n Wehrdienst im deut-
 lage über die Bezeich-
 üben, der mit Fug auf
 ieg stolz ist.“ Die von
 it recht die nach Frank-
 anger murrten laut über
 ussetzte, in der Wahl-
 ihr Wortführer, Herr
 deutschen Reichstages,
 ir die Zweite, dann für
 ihrem Groll in Pichons
 gegeben. Das Urtheil,
 zustand und man muß
 örigkeit zum deutschen
 Gleichstellung der El-
 me (der, wie man ihn

wird, ist weder Verleumdung noch üble Nachrede.“
 Die Rechtsfrage war knifflisch. Ein Franzose
 Boche genannt. Strafantrag. Der Vertreter
 fordert die Freisprechung des Beklagten. De-
 ten die Elsässer nur werden, wenn sie in de-
 lichkeit bot, sich darum bemühten; und das
 kann Der nicht erwerben, der seinen ganzen
 schen Heer geleistet hat. Das Recht zur An-
 nung als Boche muß Dem vorbehalten blei-
 Frankreichs rühmliche Rolle in diesem Kr-
 Deutschland innerlich abtrünnigen (und er-
 reich aus gewanderten) Elsässer und Lothrin-
 das Urtheil, daß sie der grausen Gefahr a-
 heimath Boches genannt zu werden. Und
 Daniel Blumenthal, einst Mitglied des D-
 Bürgermeister von Colmar, Abgeordneter für
 die Erste Kammer von Elsaß Lothringen, hat
 Zeitung „Le Petit Journal“ heftigen Ausdruck
 sagt er, „verrätth einen gefährlichen Geistes-
 bedauern, daß der Gerichtshof in der Zugehör-
 Staatsverband ausreichenden Grund zur
 sah. Lothringer mit Boches sah. Dieser Na-

auch ableite, doch wohl nichts einer Schmeichelei Aehnliches ausdrücken soll) gebührt nur Leuten, die ihr alles Vaterland verleugnen und ihr Schicksal dem des Deutschen Reiches verknüpfen, also auch die ihm sichere Strafe zu erwarten haben. Alle Anderen dürfen sich mit der stärksten Entschiedenheit gegen den Versuch wenden, sie mit den Boches auf eine Stufe zu stellen. Wer's thut, häuft Schimpf auf ihr Unglück. Die von Frankreich unter dem Druck der Waffen Aufgegebenen haben, trotz deutscher Staatszugehörigkeit und Wehrpflicht, ihres Empfindens unauslöschliche Flamme der Republik bewahrt und sich dadurch um das französische Vaterland höheres Verdienst erworben als mancher unserer in Frankreich lebenden Brüder, die in Frankreichs Heer dienen konnten und nicht von Verfolgung bedroht waren. Der Staatsanwalt war im Unrecht und that unseren muthigen Landsmännern Unrecht, da er annahm, weil sie nicht zu rechter Zeit und in gültiger Form für Frankreich optirt haben, sei auch ihr Herz deutsch geworden. Die Regierung hat sich darüber nicht getäuscht: sie hat beschlossen, den Elsaß-Lothringern, die nicht nur ihrer Wehrpflicht in Deutschland genügt, sondern auch der harten Nothwendigkeit gehorcht haben, gegen Frankreich zu kämpfen, als Gefangenen besonders freundliche Behandlung zu gewähren. Viele von ihnen sind inzwischen in das französische Heer übergetreten; trotzdem sie wissen, daß sie als Landesverräther erschossen würden, wenn die Deutschen sie fingen. Die werden über den Prozeßbericht grinsen. Wenn französische Behörden die Erfüllung deutscher Wehrpflicht als Beweis deutschen Fühlens nehmen, dürfen die Boches behaupten, der ganze Elsaß, das ganze Lothringen habe sich der Germanensache angeschlossen. Man wirft den Deutschen vor, daß sie französische Provinzen, gegen den feierlich verkündeten Willen der Einwohner, ihrem Reich eingegliedert haben. Können sie erweisen (was sie bisher nur, immer wieder, erlogen), daß die Elsaß-Lothringer durch ihr Handeln den Frankfurter Frieden bestätigt und deutsche Gesinnung erworben haben, dann wird der Friedensvertrag für Frankreich sehr schwierig werden. Die Regierung muß der falschen und gefährlichen Meinung des Staatsanwaltes mit unzweideutiger Klarheit widersprechen. Das fordert nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch Frankreichs Interesse, das fortan von dem Elsaß-Lothringens untrennbar ist.* Der Urfranzos Blumenthal aus Thann wird, als mächtiger Mann, wohl erreichen, daß ein der Republik so gefähr-

liches Urtheil aufgehoben und die Staatsanwaltschaft vom Justizminister Viviani sanft gerüffelt wird. Düste aus Blumenthal . . .

Inzwischen haben die kämpfenden Boches sich die Achtung des Feindes errungen. „In den Tagen der Champagne-Schlacht haben beide Gegner die höchsten Kriegereigenschaften, Muth und Todesverachtung, gezeigt. Wir haben hundertzwanzig Kanonen erobert; fast alle feuerten noch und die Mannschaft ließ sich am Geschütz töten. Die zähe Ausdauer der Deutschen wird durch die Größe ihrer Verluste bewiesen; auch die umzingelten Gruppen zogen meist den Tod der Ergebung vor. Ihre Tapferkeit verdient Bewunderung. Unsere Mannschaft war noch tapferer und hat gesiegt; froh sprang sie zum Sturm aus den Gräben und Reiter und Artilleristen gönnten dem Fußvolk nicht die Ehre, allein den Kampf auszufechten.“ Das stand im „Temps“. Daß er Franzosenmuth über jeden anderen stellt, fordert ehrwürdige Ueberlieferung. Daß aber, in solcher Zeitung, die deutschen Krieger étonnamment braves genannt wurden, ist nicht der winzigste Ertrag dieser fünfzehn harten Monate. Am nächsten Tag sprach, freilich, an der selben Stelle, General De La Croix, nach einem Rundblick auf die Fronten, das Urtheil: Die deutsche Angriffskraft läßt nach. Da der General (der beim Hochzeitfest des Kronprinzen in Berlin den Präsidenten der Republik vertrat) in seiner Heimath als sachkundig gilt, lohnt's, seiner Meinung zu lauschen. „Auf dem Riesenschachbrett halten die Deutschen die Mitte besetzt und können deshalb, nach Bedarf und Belieben, auf der inneren Linie spielen; die Truppen so vertheilen, hin und her werfen, wie die Nothwendigkeit des Kampfes gerade verlangt. Sie gebieten über ein sehr dichtes Eisenbahnnetz und über viele Landwege. Mit bewundernswerther Geschicklichkeit haben sie die Gunst der Umstände ausgenützt. Den gegen sie Verbündeten fehlen solche Vortheile; sie sind auf Außenlinien angewiesen und müssen, wenn sie Truppen verschieben oder, wie jetzt, von einem Kriegsschauplatz auf einen anderen werfen wollen, der Seefahrt mit all ihren Zufällen trohen. Die Entfernungsmaße sind größer und die Zeit wird dadurch zur wichtigsten Zahl in der Rechnung. Auch kann die deutsche Heeresleitung, die das Gehirn, der allwaltende Wille auf der Seite unserer Feinde ist, ihre Entschlüsse schneller fassen, als da möglich wird, wo die Häupter zwar in einträchtiges Handeln streben, die Oberbefehlsmacht aber getheilt ist. Auf der Westfront hat der Angriff vom fünfundzwanzigsten September

uns den Besitz der vordersten deutschen Stellung eingebracht. Hinter der ersten Grabenlinie fanden wir neue starke Vertheidigungswerke, an die wir uns vielleicht zu früh, ohne zulängliche Vorbereitung durch Artillerie, gewagt haben und die wir deshalb nicht im ganzen Umfang zu erobern vermochten. Den Deutschen ist nicht gelungen, uns die erkämpften Stellungen, unter denen einzelne taktisch sehr wichtig sind, wieder zu nehmen; sie können Stützpunkte der Offensive sein, die wir, wenn die Stunde schlägt, sicher erneuen werden.“ (Einer der wichtigsten Stützpunkte, der Hügel von Tahure, ist seitdem von den Deutschen besetzt worden.) „Man redet jetzt immer von unbrechbarer Front. Die giebt es, im eigentlichen Wortsinne, nach meiner Ueberzeugung nicht. Stimmung und Waffe der Truppe entscheidet; wer darin überlegen ist, siegt über alle Hindernisse. Und daß wir diese Ueberlegenheit haben, ist durch die Angriffe in der Champagne und im Artois erwiesen worden. Der Feind ist nicht etwa erschöpft; unbestreitbar aber seine Schwächung. Alle aus der Front Heimkehrenden erzählen, die Wucht der deutschen Angriffe nehme ab. Weil ich unsere Kampfkraft heute höher als die des Feindes einschätze, vermag ich in Geduld auf die Verwirklichung unseres Hoffens zu warten. Auf der Ostfront haben die Russen sich aufgerafft. Bei Dünaburg (Dwinsk) ist ihr Widerstand, trotz allem deutschen Aufgebot schwerer Geschütze, noch nicht gebrochen worden. Der Feind hat die ganze Dünafont, deren Werth er kennt, abgetastet, doch, auch mit seinem Stidgas, nichts erreicht.“ Der General behauptet, daß die deutschen Armeen auf dem Weg nach Minsk und, in Galizien, bei Tarnopol gewichen seien; sogar ernste Schlappen erlitten. „Gerade in Galizien wenden die Russen alle Kraft auf, weil sie von dort an Rumäniens Grenzen zu gelangen und die Deutschen von hinten zu bedrohen hoffen. Diese Gefahr droht den in Serbien kämpfenden Deutschen nicht aus der Nähe; kann aber wirksam werden. Die Gesamtlage auf der Balkanfront ist beängstigend, doch nicht hoffnungslos. Wir müssen warten. Daß die Angriffskraft der Deutschen gemindert ist, scheint mir auch durch die Langsamkeit ihres Vorrückens über Donau und Save bestätigt. Auf der serbischen Nordfront kämpft nicht mehr Mackensens Phalanx aus den galizischen Schlachten. Nur der Führer ist noch. Daß genügt aber nicht.“

Die Deutschen behaupten, das Schießpulver erfunden zu haben? Freche Lüge! In einem Offenen Brief an den Leiter des

„Temps“ erweist Herr Hanotaug aus einem alten, dem Landgrafen Moritz von Hessen gewidmeten Artillerielehrbuch, daß nicht ein deutscher Mönch (der Schwarze Berthold), sondern, lange zuvor, irgendein Chinese das Schießpulver erfunden habe. „Ist nicht lustig, daß ein Bürger des Heiligen Reiches, ein Schülbling des Landgrafen von Hessen, Deutschland dieses Erfinderruhmes beraubt?“ Noch lustiger, daß jeder deutsche Klippschüler lernt: Schießpulver wurde schon im alten China, in Arabien, vielleicht noch anderswo in Asien angewandt. Am Lustigsten, daß wir, Herr Akademiker, Historiker, Exminister, Ihre Frage und Antwort, unverstümmelt, nur in anderer Tonart, wiederholen können. Die Deutschen behaupten, das Schießpulver erfunden zu haben? Freche Lüge! Noch einmal der „Temps“. „Oft haben wir gezeigt, daß Deutschland schnellen Friedensschluß wünscht. Der Versuch, ihn zu erlangen, wird jetzt mit drängender Hast wiederholt. Der preußische Militarismus spielt auf dem Balkan seine letzte Karte aus; die Stabbehörden leugnen nicht länger die elende Lage des Volkes; aus Sozialistenblättern rufen Riesenlettern ins Land, das deutsche Volk wolle essen. In dieser Stunde sollen die Völker, denen der Krieg aufgezwungen wurde, an andere Verhandlung denken als an eine, die für immer die zivilisierte Menschheit vor der preußischen Bedrohung rettet? In Berlin soll man hören, daß der Krieg erst enden wird, wenn der preußische Militarismus selbst seine Niederlage eingesteht.“ Herr Barris in L'Écho de Paris: „Heerführer, die ihr Wort wägen und denen ihr Rang einen Rundblick gestattet, sagen uns, Deutschland, das am Anfang des Krieges seine Mittel verschwendete, müsse jetzt knausern. Dieser Wirklichkeit will der Kaiser nach Asien entlaufen. In Anatolien möchte er Rekruten ausheben, um in seinen Regimentern die Lücken zu füllen. Wird er hinkommen? Vielleicht. Zurück? Das ist eine andere Frage. Um den Zug wagen zu können, muß er seine drei Fronten so verdünnen, daß uns der Durchbruch erleichtert wird. Wir sind voran; uns sprudeln neue Quellen; für uns steht es viel günstiger als im August 1914.“ Le Matin: „Der Ausschuß für öffentliche Gesundheitspflege will, daß der Jahrgang 1917 nicht schon im November, sondern erst im März 1916 ins Heer eingestellt werde. Der Wehrausschuß der Kammer hat den Einstellungsplan des Kriegesministers, erörtert, den Beschluß aber noch verlag.“

Wechsel.

Amerika will der Dollardevise die Welt erobern. Was die Wechsel auf London waren, sollen künftig die Tratten auf Morgan & Co. sein. Helfer: nun aber amerikanische Geldleute dem Pfund Sterling in die Höhe, so handeln sie gegen ihre Zukunftspolitik. Ihnen müßte daran liegen, das Ansehen des englischen Wechsels zu verringern. Denn die Erinnerung an das Disagio des Kriegsjahres wirkt weiter. Der Goldreichthum Britaniens scheint nicht zum Ausgleich der erzwungenen Abhängigkeit von amerikanischen Rohstoffen und Granaten zu genügen. England muß die Störungen der Handelsbilanz ungemildert auf seine Finanzen wirken lassen. Das hat nichts mit dem Wohlstand des Inselreiches zu thun; viel aber mit dem Kredit, den Britanien im Ausland genießt. Die Amerikaner haben dem anglo-französischen Syndikat nach umständlicher Verhandlung 500 Millionen Dollars zu 5 Prozent geliehen. Das ist eine Folge der Wechselkurschwäche. Der Glaube an die Unerlöschlichkeit ihrer Mittel hat die englische Regierung verblendet. In den südamerikanischen Republiken herrschte vor Ausbruch des Krieges der Sterlingwechsel als scheinbar unbezwinglicher Konkurrent des Dollars. Diese Vormacht dankte er zum Theil auch den deutschen Banken, die drüben arbeiteten. Sie setzten ihre Unterschrift auf Wechsel, die in London fällig waren. Das hat aufgehört. Keine englische Firma darf ihren Namen auf einen Wechsel schreiben, der das Indossament einer deutschen Bank trägt. Solche Papiere dürfen auch nicht eingelöst oder honorirt werden. Seitdem haben die deutschen Ueberseebanken sich mit Dollarwechseln versorgt und arbeiten, statt mit London, mit New York. Ob es so bleiben wird, ist fraglich. Unsere Banken müssen für die Verbreitung der Reichsmark sorgen. So lange der Krieg dauert, können sie es nicht. Nach dem Friedensschluß wird der Dollar sich mit der Mark auseinandersetzen haben.

Während das britische Zahlungsmittel noch Rückfälle in Schwachheit hat, bessert sich das Verhältniß der fremdländischen Devisen zur Reichsmark. Die Devisen New York, Holland, Skandinavien kletterten in Berlin von ihrer Höhe herunter. Vielleicht hat der Verkauf ausländischer Werthpapiere, durch den sich Deutschland draußen Guthaben schaffte, zur Verbilligung der fremden Wechsel beigetragen. Der Kurs dieser Papiere hängt von Nachfrage und Angebot ab. Die Gestaltung des Preises muß also stets in ihrem Zusammenhang mit der Marktlage untersucht werden. Daß England vielfach Dollarwechsel aufkaufte, um an Amerika zahlen zu können, ist wahrscheinlich. Solche Käufe sind, über das neutrale Ausland, auch in Berlin erfolgt und haben die Kursbewegung beeinflusst. Ein Beispiel dafür, wie die Verlegenheiten eines Landes, mag es auch so stark sein wie Großbritannien, auf das Schicksal anderer Geldplätze einwirken können. Berlin hat mit den Geschäften, die England in Amerika macht, nicht das Mindeste zu thun. Trotzdem stiegen hier die ausländischen Wechsel. Die Lebens-

verhältnisse der Reichsmark werden dadurch nicht gestört. Deutschland hat keine großen Zahlungen ans Ausland zu leisten. Beweis: das Steigen des Goldvorrathes der Reichsbank, obwohl die Rimeffen an die Lieferanten in Ländern außerhalb der Kriegszone in Gold erfolgen. Die deutsche Centralbank verfügt über einen Goldschatz von 2415 Millionen. Und der große Erfolg der dritten Kriegsanleihe muß die Achtung vor der deutschen Zahlkraft steigern und den Kredit der Reichsmark fördern. Im Deutschen Reich ist die Ueberleitung des Geldes in den Armeebereich bequem. England und Frankreich verfügen über einen sehr stattlichen Besitz nationaler Güter; trotzdem ist die Erledigung des Finanzgeschäftes schwierig. Besonders in Frankreich, wo genug Geld da ist, nur nicht für Herrn Ribot, der acht Milliarden braucht und zaudert, ehe er noch einmal mit der „nationalen Vertheidigung“ wagt. Die Banque de France ist mit ihrem Notenumlauf bei 13 300 Millionen Francs (gegen 7000 Millionen Francs der Deutschen Reichsbank) angelangt und hat ungefähr 4500 Millionen Gold. Jeder neue Vorschuß, den das Institut dem Finanzminister giebt (er schuldet der Bank schon 6800 Millionen), verbreitert die Grenzen des Ozeans von Papiergeld. Die französische Banknote erfreut sich wieder der metallischen Drittelbedeckung; nimmt aber der Staat nur noch 2000 Millionen als neuen Vorschuß, dann wird der Goldstreifen schmal. Frankreich hat bis Ende 1915 mit einer Gesamtausgabe von 28400 Millionen Francs (seit dem ersten August 1914) zu rechnen. Eingenommen wurden bis ersten September 1915: 3580 Millionen ordentlicher Erträge, 7870 Millionen aus der Begebung von Nationalvertheidigungswechseln, 2240 Millionen aus dem Verkauf oder Umtausch von Obligationen. Zusammen: 13690 Millionen. Mit den 6800 Millionen Vorschuß von der Bank ergiebt es 20490 Millionen. Fehlen: rund 8000 Millionen. Der Kurs der dreiprozentigen Rente hat sich so tief gesenkt wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Bei 72 Prozent hatte die Staatsgewalt eingeseht und Halt geboten. Die öffentlichen Institute, auch Sparkassen und Versicherungsgesellschaften, wurden aufgefordert, ihren Rentenbestand zu ergänzen. So gelang es, die rente perpétuelle salonfähig zu erhalten. Bis das Publikum sich gegen den künstlich hergestellten Kurs auflehnte und ihn unterbot. In den letzten Septembertagen war die Rente bis auf 67 Prozent gefallen.

Anleihenkurse lassen sich eben so wenig kommandiren wie Devisenpreise. Alles geht da „natürlich“ zu. Wenn die Italiener heute für 100 Francs 112 Lire bezahlen müssen, so geschieht Das nicht aus besonderer Hochachtung für die „lateinische Schwester“, sondern in Folge der für Italien ungünstigen Verrechnung im Waarenverkehr. Die Römer haben sich arg verrechnet. Sie vergaßen, sich in ihre Handelsbilanz zu vertiefen, aus der sie merken konnten, daß sie ohne ausländische Kohle nicht warm werden können. Sie haben im Ausgleich gegen die theuren Rohstoffe, die ihnen England und Frankreich liefern, nichts zu bieten. Und sie brauchen obendrein das Geld der Bundesgenossen, deren Hände nicht stets offen sind. Von der anglo-

französischen Anleihe in New York wurde Italien ausgeschlossen. Zwei innere Anleihen im Lauf eines Jahres; im besten Fall brachten sie 1800 Millionen Lire. 750 Millionen hatte England als Voranschuss gegeben. Im Juni wurden Schatzscheine in London untergebracht. Angeblich für 1 Milliarde Lire. Italienische Blätter bestritten, daß die Summe so groß gewesen sei; und die City interessirt sich nicht mehr für die Italiens. Sehr bitter; denn Italien braucht noch viel. Die Summe des Zettelgeldes wurde verdreifacht. Direkte und indirekte Steuern wurden erhöht. Die Amerikaner haben keine Neigung, italienische Schatzwechsel zu kaufen. Sie sind den Italienern nicht grün, weil die Arbeiter jährlich 500 Millionen Lire und mehr an Ersparnissen aus der Union nach Haus schicken. Sie nahmen Dollars und gaben Cents aus. Der Yankee liebt aber nicht, daß der Verdienst, den er Fremden giebt, aus dem Land geschleppt wird. Die Forestieri, die Wohltäter der italienischen Zahlungsbilanz, fehlen. Sie wogen eine Milliarde. Daß der italienische Wechselkurs zitterig geworden ist, begreift Jeder. Wundern würde man sich nur, wenn sich irgendein Morgan fände, der Geld in den italienischen Beutel thut. L a d o n.

Die anglo-französische Gelddaufnahme in New York, die in Deutschland allzu oft als ein Schwächezeichen, eine Blamage verspottet wurde, galt in Britanien weder als eine große Aktion noch als Anleihe im eigentlichen Wortsinne: als ein Mittel, sich zur Deckung künftiger Ausgaben Geld zu schaffen. Die Frage, ob sofort 1000 oder zunächst nur 500 Millionen Dollars zu geben seien, war niemals wichtig. England wollte, was es, für sich selbst und für seine Verbündeten, in den Vereinigten Staaten zu zahlen hat, nicht in Gold zahlen und hat deshalb Morgan, seinen amerikanischen Bankier, ersucht, mit den ihm befreundeten Firmen diese Zahlung einstweilen auf sich zu nehmen. Ist nach ein paar Monaten ein neuer Betrag fällig, dann wird die selbe (oder eine größere) Gruppe die technische Vermittlerhandlung wiederholen. Ob dabei für die Verzinsung ein Duzend Millionen mehr oder weniger aufzubringen sind, ist unbeträchtlich in einer Zeit, wo in jeder Tagesstunde der Krieg ein großes Reich ungefähr drei Millionen Mark kostet. Der Hauptzweck, die Vermeidung der Goldzahlung und die Hebung des Sterlingkurses, ist erreicht worden. Englands Bankier bezahlt direkt, was England für sich und seine Freunde in der Heimath dieses Bankiers gekauft hat. Von englischer Blamage und Bettelei zu reden, ist (burgfriedlich ausgedrückt) unflug. Jedes Volk führt sein Kriegsmanzgeschäfft je nach seiner Wesensart, Neigung, Tradition und nach den bestimmenden Umständen. Wo von außen nichts zu holen und der Export vom Feind gesperrt ist, hilft man sich durch innere Anleihen in den Sonderformen der deutschen. Wo man für die nicht dem Krieg dienstbare Industrie und den Außenhandel Geld braucht, macht man's anders. In England (das als erster Staat die durch den Krieg geschaffene Steuerlast auf sich genommen hat) ist, auch im Ladengeschäfft, leider überall noch Gold in Umlauf; noch im August wurde der

Außereisende nicht gefragt, ob er Gold über die Grenze mitnehme. Auch Britanien fühlt Schmerz. Wer aber erzählt, Englands Vermögen oder gar Kredit sei erschöpft, Der schwächt seine Mitbürger in gefährlichen Wahn.



Ein Brief.

Berehrter Herr Harden, in der Betrachtung über den Neuhumanismus und das Christenthum (im letzten Septemberheft) sagte ich, ein weiser Rathgeber auf dem Päpstlichen Stuhl könnte der Christenheit in kritischen Zeiten gute Dienste leisten, aber in allen großen weltgeschichtlichen Wendungen habe die römische Kurie, habe der Papst versagt. Ich möchte doch nachtragen, daß diese Unfähigkeit des Papstthums nicht seiner Natur, sondern geschichtlichen Umständen entsprungen ist. Als Centrum einer Weltkirche durch einen ununterbrochenen Nachrichtenstrom aus allen fünf Erdtheilen informirt, kennt die römische Kurie besser als irgendeine weltliche Regierung die Lage und die Zustände aller Staaten, ebenso gut die Fortschritte der Wissenschaft; und die pflichtgemäße christliche Welt- und Lebensanschauung kann der Bildung eines gesunden Urtheils nur förderlich sein. Die Umstände nun, welche die Kurie bei großen Entscheidungen irreführt haben, sind jetzt so ziemlich beseitigt. Die beschämenden Niederlagen, die sie sich mit der Hegenbulle und mit der Verurtheilung Galileis zuzog, haben sie nicht nur in solchen Dingen vorsichtig gemacht, sondern haben auch in der ganzen katholischen Theologenwelt die Erkenntniß gezeitigt (die freilich noch nicht öffentlich zugestanden wird), daß dogmatische Befangenheit leicht Aberglauben erzeugt und daß das Oberhaupt der Kirche von solcher Schwäche nicht immer ausgenommen ist. Und mit der Erlösung des Papstes von der Last, einen Staat zu regiren, einer Last, die zu dem Wesen seines geistlichen Amtes in unlösbarem Widerspruch steht, fällt die Hauptursache aller der Fehlgriffe hinweg, durch welche die Päpste von Bonifazius dem Achten bis zu Pius dem Neunten die Christenheit in Verwirrung gestürzt und sich selbst kompromittirt haben. Die jedes Lobes würdige Haltung des jetzt regirenden Papstes im Weltkriege, die echt apostolische Gesinnung, verbunden mit politischer Weisheit, offenbart, glaube ich als eine Wendung zum Besseren, zum wahrhaft Guten und Heilsamen begrüßen zu dürfen. Schon der vierzehnte Benedikt, als dessen Jünger sich der Nachfolger des zehnten Pius durch die Wahl des Namens bekennt, hatte versucht, die richtige Bahn zu beschreiten. Als ich den Artikel schrieb, war der Charakter des neuen Pontifikates noch nicht deutlich erkennbar.

Dr. Karl Jentsch.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Sanatorium Schierke

im Oberharz, 640 m. Physikal.-klimat. Heilanstalt. Mit Tochterhaus „Kurhotel „Frenberger Hof“ bei Schierke, Wundervolle Lage.

Geb. San.-Rat Dr. Haug.
Dr. Kratzenstein.

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

Dr. Möller's
Sanatorium
Dresden-Darßow

Diätet. Kuren
nach Schroth

Beste Lage
Dirks Heilort
chron. Kranke
Pros. u. Woch. frei

Abteilung f. Miliarbarmittel; pro Tag 5 Mk.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeit/lebber Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

Heintze & Blanckertz

Fabrik
Berlin
110

Ny 695
Schreibfeder
mit 20 Kältefäden

Ich bin Käufer von deutschen Kreis- u. **Stadtanleihen**

u. and. deutsch. Rentenwerten, ferner v. Pfandbriefen und Obligationen deutscher Hypothekbanken zu kulanten Kursen. T.-A. Zehlen- **Max Oske, Zehlendorf 927 u. 921, Wannseeb.**

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., wuschf. Ungezieferschutz Pulv. für 6 Hemd. 1 M. Paris, Hamburg 36a.

Zucker- Krankheit jetzt heilbar ohne besondere Diät. Von zahlreichen Ärzten erprobt und glänzend begutachtet. Hunderte freiwilliger Dankschreiben Geheilt. Bei Nichterfolg Geld zurück. Broschüren kostenlos durch Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 32) bei Gassen (L.) (Die ganze Kur kostet nur einige Pfennige pro Tag).

BADEN-BADEN

Angenehmer Herbstaufenthalt.

Mildes Klima. Geschützte Lage. Glänzende Heilfolge der Thermalbäder bei Kriegsverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus und Gicht. — Grossh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln. — **Bäder und Kurhaus während des ganzen Jahres geöffnet.** — Ermässigungen im Gebrauch der Bäder und Kurmittel an Kriegsvorwunde und -kranke. — Konzerte, Theater, Vorträge, prachtvolle Spaziergänge. Bergbahn auf den Merkur (ausgezeichnet durch intensive Sonnenbestrahlung). **Militärpersonen und ihre Angehörigen sind kurztafelfrei.**

Auskunft u. Prospekte durch das städtische Verkehrsamt.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft!“ durch **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10810.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonparelle-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugssetzen 1,80 Mk.



Denkt an
uns sendet

**Galem
Aleikum
Galem
Gold**

Willkommenste Liebesgabe! **Zigaretten**

Preis $\text{N}^{\circ} 20 \frac{1-2-3-4-5}{31-4-5-6-7-8-9-10}$ M. d. Stck.



Orient-Tabak- u. Zigarettenfabr. "Yenicize" Dresden
Jnh. Hugo Zietz, Hoflieferant S. Md. Königs v. Sachsen



20 Stck. feldpostmässig verpackt portofrei!
50 Stck. feldpostmässig verpackt 10 Pf. Porto! **Trustfrei!**

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hastrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Eisweis und anderen Nieren- und Blasenleiden verwendet. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1913 — 14,664 Badegäste und 2,278,876 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Zur gefl. Beachtung!

Diesjenigen Abonnenten, welche die „Zukunft“ bei der Post abonniert haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer stets an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt wenden. Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den

Verlag der Zukunft.

Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.